# I.

Es geschieht nicht ohne einiges Bedenken, wenn ich die Erinnerungen meines Ausfluges nach Mallorca auf diesen Blättern niederlege. Der Aufenthalt auf jener Insel war zu kurz bemessen, um zu genaueren Studien des besuchten Landes und zu einer bemerkenswerten naturwissenschaftlichen Ausbeute Gelegenheit zu geben, wie ich dies gewünscht hätte. So blieben die Erlebnisse der Reise wesentlich persönlich, und so unvergesslich sie mir selbst sein wird, so kann ich doch nur bei den nächsten Freunden ein volles Interesse erwarten. Ich darf meine Beschreibung nur als eine Skizze betrachten. Dennoch glaube ich, sie einem größeren Kreise bieten zu dürfen. Jenes Inselland scheint im Allgemeinen weniger bekannt zu sein als ferne Weltteile, und seine Beschaffenheit bietet des Schönen und Wissenswerten zu viel, als dass man selbst aus einem geringen Schatze von Beobachtungen nicht mithelfen sollte, es solcher Vergessenheit zu entziehen. Zwingt uns das Leben doch so manchen Eindruck nur im Vorübergehen mitzunehmen, der tiefere Bedeutung für unser geistiges Leben hat, als die lange Alltäglichkeit.

Der Gedanke an einen Ausflug nach Mallorca war nicht vorbedacht und vorbereitet, sondern dem Augenblicke entsprungen. Ich wollte im Frühjahr 1865 einige

Wochen an der See zubringen, dem unerschöpflichen Quell zoologischer Studien. Sète war in Aussicht genommen, welches mir früher reichliches Material geboten hatte. Da machte mir mein lieber und hochgeehrter Freund Professor B. den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Reise in den Süden. Hiermit musste wie der Charakter so auch das Ziel der Fahrt eine Änderung erfahren. Man kann niemanden zur Erholung und Unterhaltung nach Sète führen. Wir waren, in Ermangelung bestimmender Motive, nun unentschieden, was zu wählen sei. Die Riviera war zu bekannt. Süd-Italien und Sizilien, gleich unauslöschliche Herde für Brigantaggio und politische Erschütterung wie für Vulkane und Erdbeben, erschienen uns, denen friedliche Natur den hauptsächlichen Genuss bieten sollte, zu unsicher. So kamen unsere Gedanken auf die Balearen. Anfangs glaubten wir selbst kaum, diesen Plan in der sparsam bemessenen Zeit ausführen zu können. Aber er gefiel uns umso mehr, weil er von den viel betretenen Pfaden der Touristen abwich.

In Spanien findet überall die neue Zeit nur langsam Eingang, vielleicht in Wirklichkeit kaum rascher, als es uns von diesseits der Berge aus scheinen möchte, wo uns der Name Spaniens längstvergangene Zeiten, abgeblasste Bilder von Macht und Größe und ebenso untergegangene moralische Kräfte vor die Erinnerung führt. Jene Inseln mussten durch ihre abgesonderte Lage noch besonders geeignet gewesen sein, sonst vergessene Gebräuche zu bewahren. Zwischen 39 und 40° n. Br. gelegen, demnach in südlicher Lage

wetteifernd mit Calabrien und dem nördlichen Griechenland, sind sie vor diesen durch das Inselklima bevorzugt. Durch die Verschiedenheit der Natur und der Sittenbilder gegenüber der Heimat versprachen sie uns die Erweiterung des Horizontes und die Auffrischung der Elastizität des Körpers und Geistes, für welche der Naturforscher so gerne und so glücklich die Quellen in der weiten Welt sucht und findet.

Wir beschlossen also einen Ausflug nach Mallorca, der größten, reichsten, mannigfaltigsten und meist kultivirtesten der balearischen Inseln. Die in der Eile zugänglichen früheren Mitteilungen, soweit nicht spezifisch naturhistorischen Inhalts, waren fast alle wenigstens an die sechzig Jahre alt; so gab die geringe Auskunft, die wir über die Insel erhielten, der kleinen Reise einen etwas abenteuerlichen Reiz. Hatten wir doch kaum Zeit, jene vorhandene, vergilbte Literatur zu durchstöbern. Es blieben nur wenig Tage, die Anfangsgründe des Kastilianischen soweit zu lernen, dass ein Gedankenaustausch für die nächsten Bedürfnisse des Lebens möglich schien, und unsre Reiseausrüstung und die Pässe zu ordnen. Außer Letztem wurde uns eine wertvolle offizielle Empfehlung an die spanischen Behörden zu Teil.

Unsre Reise möglichst beeilend, fuhren wir Freitag, den 24. März, mit dem Mittagschnellzuge von Heidelberg nach Basel. Der Winter hatte in ungewohnter Weise zu so später Jahreszeit unser Land noch einmal überfallen. Leichte Schneedecken zogen sich von den mit Tannen gekrönten Höhen und aus den Schluchten

des Schwarzwaldes in die Rheinebene hinab. Auch als wir am anderen Morgen Basel verließen, wirbelten Flocken vor rauhem Winde.

Während ich früher einige Male den Weg über Genf eingeschlagen hatte, wenn ich im Frühjahr an das Mittelmeer ging, gewannen wir jetzt an Fahrzeit und Bequemlichkeit nicht unbedeutend, indem wir über Mühlhausen und Dijon nach Lyon fuhren. So sahen wir, wenn auch nur mit einem Blicke das industrielle Zentrum des Elsasses mit seinem Gewirre dampfaushauchender Fabriken, den Palästen und zierlichen Landhäusern, den umsichtig angelegten Arbeiterwohnungen. Zahlreich zogen freundliche Städtchen und Dörfer an uns vorüber. Links blieb Altkirch mit der Basilikatenkirche auf gerundetem Hügel, rechts das stolze Belfort mit hohen Türmen und sicheren Mauern, ein Grenzriegel Frankreichs. In sanftem Tale an klarem Wasser, an dessen Rande schlanke Bäume sich hoben, lag still und freundlich Mömpelgard, der bescheidene Geburtsort des genialen Cuvier. Vielfach erinnern hier die sauberen Dörfer und Städtchen, meist deutschen Namens, die stattlichen Bauerhöfe, die Trachten und Sprache an die allemannische Herkunft und an Deutschen Reiches verlorene Größe. Die unverantwortlich hingegebenen, lange genug zurückbegehrenden, Provinzen zählen jetzt allerdings wie zu den kostbarsten, so auch zu den anhänglichsten Frankreichs.

Die Eisenbahn folgt den Tälern zwischen den Randbergen der Jurakette, deren charakteristische

langgestreckte Dachformen nun den Horizont bilden. Bei Dole nimmt sie die Bahn auf, welche jenes Gebirge nach Pontarlier und Neufchatel hin quer durchschneidet und überschreitet endlich die Saone, um nach Dijon zu gelangen. Die Landschaft, welche keine hervorragenden Bilder bietet, ist doch lieblich und fruchtbar. Aber auch in der Franche-Conté und Burgund fehlten noch die Boten des Frühlings. Der Himmel war klar geworden, die Äcker waren gepflügt, die Gärten gesäubert, die schlanken Obstbäume geputzt, die Spaliere mit der bekannten Geschicklichkeit französischer Gärtner geschnitten; des Frühlings Zeit war da, sein Reich bereitet, aber er war noch nirgends mit seinen Knospen, Blüten, Blättern und Sängern eingezogen. Es ist verführerisch, nach Süden zu reisen, wenn die Natur noch im Winterschlafe erstarrt liegt, und wie die Nacht uns Meile auf Meile weiter führte, waren wir gewiss, dass der kommende Tag für uns der Frühling sein würde.

Diese Eisenbahn Paris-Lyon -Méditerranée mit ihren zahlreichen Zweigbahnen ist eine der großartigsten Verkehrsadern der Welt. Man liest an den Waggons Nummern bis über 40.000, und es vermag die Gesellschaft mit diesem ungeheuren fahrenden Material nur mit größter Anstrengung die Transporte zu bewältigen. Der geschwindeste Zug legt die Entfernung von 863 Kilometern von Paris nach Marseille in weniger als siebzehn Stunden, allen Aufenthalt mitgerechnet, zurück, also über fünfzig Kilometer in jeder Stunde.

Bald strahlte uns Lyon mit tausend Lichteraugen

entgegen. Man sieht das weite Häusermeer und die glänzenden Ströme der Rhone und Saone, die sich, gefasst von den Quais und den langen Reihen der Gas-Kandelaber, unterhalb der Stadt verbinden. Schon verschwindet das kaum erfasste Bild wieder, und wir rasen weiter durch die Nacht.

Einen Augenblick zeichnet sich die stolze Burg der Päpste, wie drohend auf dem Hügel von Avignon gegen den sternenbesäten Himmel ab; der Blick vermag nicht über das liebliche Tal und den Silberstreif der Rhone hinüberzudringen bis zum festen Schlosse des einst mächtigen Cardinals von Luxemburg.

Unser einziger Gefährte auf dieser Fahrt war ein Engländer. Er hatte ein Geschäft auf Saint Maurice und erzählte uns von den Hirschen und Schweinen, langschwänzigen auf Bäumen wohnenden Ratten, den Papageien und Tauben dieser Insel. Wie leicht nimmt es doch diese Nation mit den Reisen. Nur auf wenige Wochen nach London gekommen, ging unser Reisegenosse jetzt wieder über Suez zurück. Wir verließen in Tarascon ihn und die große Straße nach Arles, Marseille, Toulon, Nizza, jenen reizenden und so häufig aufgesuchten Reisezielen. Noch unter dem Schatten der Nacht glitten das Schloss von Tarascon und der Weltmarkt von Beaucaire an uns vorüber und der anbrechende Tag fand uns auf dem Wege nach Nimes. Im Morgengrauen sahen wir neben uns die für das Languedoc bezeichnenden krüpplig kurz geschnittenen Ölbäume und die am Boden gehaltenen Weinstöcke auf den trockenen Kalkfelsen. Das Thermometer

zeigte hier nur - 1 ° C. und eine Stunde später bei Uchaud - 3° C, doch blühten in den Gärten Pfirsich und Mandel. Bei Nimes ist die Gegend reicher. Wie die Strahlen der Morgensonne erst die Tour magne auf der weithin schauenden Höhe vergoldeten, dann über den Ölhain und die Parkanlagen herniederglitten zu den Türmen und den vorschauenden Bogen des römischen Amphitheaters, und endlich alle die freundlich weißen Häuser, breiten Straßen und weiten Plätze erglänzen machten, da merkte man, dass man doch dem Winter entflohen und im sonnigen Süden angelangt sei.

Blumen drängten sich zwischen die stark duftenden graugrünen Kräuter der Bahndämme; bunte Kränze blühender Zwiebelgewächse zierten die Beetchen der kleinen Gärten an den Wärterhäusem, zu den Dächern hinauf zogen frischgrünende Ranken. Nun wärmte die steigende Sonne schon erfreulich und über uns spannte sich jener dunkelblaue Himmel der Mittelmeerländer.

Halb von Gärten versteckt erhebt sich malerisch der Sitz der alten Hochschule Montpellier auf dem steil abfallenden Hügel. Einst gastliche Zufluchtstätte der aus dem zelotischen Spanien verdrängten nicht rechtgläubigen Gelehrsamkeit hat es noch jetzt davon den Lohn und bildet einen erfreulichen Mittelpunkt der Wissenschaft für jenen ganzen Küstenstrich. Die Häuser und Gärten überragt der Turm der Kathedrale; im Westen schaut die hohe Terrasse des Pérou hervor, ein beliebter Spazierplatz mit Baumgärten

und erfrischenden Kaskaden und Bassins. In stundenlanger Bogenreihe zieht dahin von dem blauen Gebirge die Wasserleitung, fast so stolz, wie die mächtigen römischen Aquädukte jener Gegend, die nun in Trümmern liegen. Dort ist auch der berühmte botanische Garten, fast der älteste Europas, von der geschickten Hand meines berühmten Freundes Martins geleitet. Freundliche Erinnerung vergangener Tage stiegen im Gedächtniss auf, als wir hier vorübereilten.

In fast ebenem Lande breitet sich nun der Rebenbau immer ausgedehnter. Man erntet hier unermessliche Mengen guter und geringer Weine. Unter beliebiger Etiquette versendet man die verschiedenen Sorten nach allen Ländern der Welt von Sète aus. Der Handel mit Wein und Weingeist bedingt zunächst die Wohlhabenheit der Gegend. Die bekannten Namen von Lunel und Frontignan ziehen als Stationen vorüber. Dann tritt die Bahn ans Meer und der fast wellenlose Spiegel fesselt das überraschte Auge. Langsame Hebung des Landes ist hier durch geschichtliche Ereignisse nachgewiesen. Sie rückte den Strand weiter und weiter hinaus und legte Häfen trocken. Als führte das Meer noch widerstrebend Kampf um das ungern abgetretene Gebiet, sind die neu entstandnen Küstenstriche halb Sand halb Wasser. Die Hahn zieht bald inmitten ausgedehnter Bracksümpfe oder Etangs, bald auf den langen schmalen Dämmen, die jene vom offenen Meere sondern. Es ist fast ängstlich, mit den schweren Wagenzügen zwischen den weiten Wassern hinzurollen auf einer Bahn, welche nur mit

Mühe dem trügerischen Triebsand abgezwungen ist, in dem der Fuß versinkt und der die Salzpflanzen und stachligen Stauden immer wieder begräbt. Über dem Zuge streicht die Möwe; in dem flachen Becken zur rechten Seite treiben kleine Kähne mit lateinischem Segel; links im hohen Meere zieht eine lange Bogenreihe von Fischerbarken heim, den nächtlichen Fang noch mit dem Mittagszuge den Märkten von Lyon und Paris zu senden. Denn weithin geht der Absatz der ausgedehnten Fischerei von Sète.

Von dieser Seite bietet Sète den am meisten malerischen Anblick. Aus dem flachen Sande erhebt sich einsam der Mont St. Clair, fast vollkommen vom Meer und den Salzsümpfen umschlossen. An seinem östlichen Abhange steigt die rings um den Hafen ausgebreitete Stadt mit steilen Straßen höher hinauf. In scharfen Profilen zeichnen sich gegen das blaue Wasser und den blauen Himmel die Bastion von St. Louis, der Molo, die Leuchttürme, das Telegrafenhäuschen. Die weißen Gemäuer zwischen den Pinien und Zypressen der sorgfältig gepflegten Gärten am Bergabhang glänzen im hellen Sonnenlicht und man könnte die einzelnen Fenster zählen. Unter dem Schutze des beiderseits freien, quer vor den Hafen gelegten, mächtigen Steindamms der Brise-lames sowie des Molo und der Jetée de Frontignan und tief hinein in die Kanäle der unteren Stadt liegen Hunderte von Handelsschiffen. Sonntäglich mit Wimpeln geschmückt bilden ihre Masten einen bunten Wald.

Drei Jahre waren vergangen, seit ich in Sète einige Wochen zugebracht hatte. Ich hatte damals erfahren, dass die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes daselbst nicht durchaus dem bezaubernden Eindruck entsprechen, den seine reizende Lage an einem so schönen Morgen macht. Nur eine Handelsstadt besitzt Sète nichts vom prunkenden Schmucke der Neuzeit, nichts von düsteren Erinnerungen des Mittelalters, nichts von den heiteren Denkmälern des klassischen Altertums. Lebhafter Verkehr herrscht auf den Straßen und Kanälen, aber alles von einerlei Charakter, weil sich alles um denselben Kardinalpunkt, den Weinhandel dreht. Die Verladung dieser Ware von den Karren, welche mit einer langen Reihe in abnehmender Größe voreinander gespannter Pferde, Maultiere und Eselchen die Straßen füllen, in die gewaltigen Lagerhäuser sowie von diesen in die Schiffe, welche durch die Kanäle inmitten der Straßen geführt werden, ist die Aufgabe des einen wie des anderen Tages. Das Küfergewerbe regiert, man sieht die Fässer zu Tausenden und zuweilen fließt der Rotwein in den Gossen. Der Verkehr in den Kanälen zwischen den Magazinen erinnert an deutsche und holländische Hafenstädte; von dem Mangel an Sorge für den anderen Tag, wie sie der Süden in freigiebiger Natur sonst mit sich bringt, ist kaum eine Spur. Auch sind unter dem Schiffsvolk die blonden Nordländer zahlreich, welche Stockfisch und Getreide gegen Öl, Wein und Südfrüchte tauschen, und unter den Handelsherren ist mancher von deutschem Blut und Namen. Um das Geschäft dreht sich wie das Treiben so das Reden; der Tagesbarometer

ist der Stand des Spiritus, der die Preise der Weine, welche durch seine Beimischung versendbar gemacht werden, bestimmt und trois-six genannt wird. Schenktische und Straußwirtschaften mit der Aufschrift: bon vin de propriétaire, quatre sous le litre, locken die Matrosen, Soldaten und Ladeknechte. Zwischen die Magazine mit Schiffsbedarf: Holz, Proviant, Tauen, Ankern, Segeltuch und die Agenturen für Schifffahrt und Versicherung drängen sich die kleinen Läden für die zahlreichen Bedürfnisse der Matrosen. Bis tief hinein in den halbdunklen Gewölben liegen die bunten Tücher, blauen Blusen, gestickten Kragen, Wollhemden, Wachstuchhüte, schimmernden Ketten, starken Schuhe und die Sächelchen, welche die Söhne Neptuns beim kurzen Aufenthalt am Lande dem schönen Geschlechte zur Unterstützung ihrer Huldigungen zu Füßen zu legen pflegen.

In Sète herrschte damals die größte Unsauberkeit, und man sah sehnsüchtig der Einrichtung einer Wasserleitung entgegen. Dann sollten frische Bergquellen die Durstigen laben, die Straßen säubern und auf der Esplanade sich in stolzem Strahl erheben. Einstweilen war das brackische Trinkwasser so voll tierischen Lebens, dass eine Flasche an kleinen Krebsen, Würmern und Mückenlarven ein ganz ansehnliches zoologisches Untersuchungsmaterial bot. Die abgelegeneren Straßen waren förmlich ekelhaft und während des ganzen Tages läuteten Karren mit abgetriebenen Eseln durch die Stadt, luden Haus für Haus den widerlichsten Auswurf auf und führten ihn unverdeckt

den Weinäckem zu. Den unsauberen Gasthöfen zog ich ein Stübchen in der Restauration eines Herrn Pauc vor, dessen Frau eine geborene Deutsche war, deren Dienste mir den Aufenthalt erträglich machten. Man sagt, dass im Sommer zwanzig bis dreißigtausend Gäste in Sète zusammenströmen, um Seebäder zu nehmen. Die sanfte Neigung des Strandes und der feine Sand des Meeresbodens dort, wo an der Plage de Frontignan die Badeeinrichtungen getroffen sind, erscheinen allerdings sehr einladend. Wie aber so viele Menschen Unterkommen finden, ist mir ganz unfassbar. Man mag sich in ähnlicher Weise in Buden und Zelten drängen, wie auf der Messe von Beaucaire. Das Theater von Sète und das Volkstheater verdienen keine Erwähnung, eher ein in jeder Weise bequemes Konversationshaus mit Lesesaal. Auch waren an bestimmten Tagen dem allgemeinen Besuche die Sammlungen des Maire geöffnet. Man findet dort einige Gemälde, Altertümer, fremde Waffen und Kostüme, mancherlei kuriosen Schnick-Schnack, auch eine naturhistorische Sammlung, besonders reich an Conchylien, sodass dies Museum dem dort arbeitenden Naturforscher von großem Nutzen sein kann. Der Besitzer war damals als Deputierter in Paris. An den Hof, in welchem einiges seltene Geflügel einen kleinen zoologischen Garten bildete, reihten sich steife Parkanlagen.

Sète bietet wenigstens in dem es beherrschenden Berge einen schönen Punkt als Abwechslung vom Fange der Seetiere an den Felsen, in den étangs und dem

Hafen und deren Untersuchung mit Messer und Mikroskop. In der Tat ist ein Spaziergang auf den Mont St. Clair an einem klaren Frühmorgen sehr lohnend. Man steigt aufwärts erst zwischen Gartenmauern, an denen in Dorngestrüpp und Efeuranken die grünen und augenfleckigen Eidechsen huschen, dann zwischen Weinbergen, zu welchen man mühsam den Dünger hinaufschleppt, endlich über Steingeröll, unter welchem Skorpione hausen, von denen gerade hier sogar die größere Art Südeuropas sich findet. Oben steht neben dem verfallenen Gemäuer einer Kapelle das Telegrafenhäuschen und vermittelt den Verkehr mit anderen die Küste überwachenden Stationen.

Man erreicht diesen Aussichtspunkt in einer halben Stunde. Östlich fällt dann der Blick steil in die Stadt, die ihre Reihen von Gebäuden zwischen das Meer und die Salzsümpfe und längs der Kanäle hinschiebt, und aus welcher die Eisenbahndämme nur hinauszugelangen scheinen, indem sie durch das Meer selbst ziehen. Man sieht lange Wellenrücken sich an die Dünen von Frontignan heranwälzen und auf dem flachen Sande langsam zurücklaufen, während sich überstürzende Wogen schäumend an den steilen und unterhöhlten Felsen des Fort St. Louis brechen. Nur als leises Murmeln dringt ihr Toben und alles Geräusch von Stadt und Hafen an unser Ohr. Westlich fällt der Berg langsamer zu den Salzsümpfen ab und zwischen diesen und dem Meere zieht sich in weitem Bogen der mit massenhaften Muscheltrümmern bedeckte Strand hin nach Agdes, dessen Hügel sich in scharfer Zeichnung

erhebt. Die Einsamkeit wird dort nur durch die unbewegliche Gestalt eines weitausschauenden Küstenwächters im Schatten einer verfallenen Steinhütte unterbrochen. Wunderbar fein gezeichnet schwebt als letzter sichtbarer Punkt der Küste in zarter Bläue über dem Meeresspiegel Cap Creus, die über dreißig Stunden entfernte Grenzwacht Spaniens.

Wenn dann das Auge über das Gewirre von Brackwasser und Flachland hinschweift und sich westlich an den Hügeln erhebt, trifft es überrascht auf eine langgestreckte Kette von Schneehäuptern, so zart hingehaucht, dass man erst zweifelhaft ist, ob nicht trügerisches Gewölk uns täuscht. Aber das sind wirklich die Pyrenäen; ihre Schneefelder erglänzen in der Morgensonne und einer ihrer stolzesten Riesen, der Canigou liegt mit seinem Gipfel von 8604 Par. Fuß gerade dort. Man sagt, dass man hier dieses Gebirge in einer Ausdehnung von 80 lieues sehen könne.

Die Erhebung der Pyrenäen ist geringer als die der Schweizer Berge, ihre Formen sind weniger mannigfaltig und gedrängt, und die aufsteigende Gliederung ist nicht so großartig. Aber in früher Jahreszeit ist die Schneedecke beträchtlich und der Gesamtanblick kann wohl mit dem Anblicke der Alpen von der lombardischen Ebene verglichen werden. Dazu hat das Bild von dieser Stelle aus ein wundervolles neues Motiv in dem Gegensatze des mächtigen Schneegebirges und der unabsehbaren Fläche blauen Wassers.

Auf solchen Spaziergängen hatte sich meine Phantasie

gerne mit dem Lande beschäftigt, dessen fremdartiges Wesen hinter jener stolzen Mauer lag. Heute sollte es mir vergönnt sein, dort in Gesellschaft eines lieben und ausgezeichneten Gefährten einzutreten. Gerne ließ ich noch einmal vor meinen Augen das Bild aufsteigen, welches mir Spaniens Berge vom Gipfel des Mont St. Clair geboten hatten.

Nach kurzer Rast in Sète führte uns der Dampfzug weiter. In den Salants gewahrte man die eigentümliche Industrie dieses Landstrichs, ermöglicht durch die Flachheit des Strandes und die tropische Glut regenloser Sommermonate: die Gewinnung von Seesalz. Zahlreich sind flache viereckige Bassins im Dünensandboden ausgegraben und bieten durch Dämme geschieden das Ansehen einer in regelmäßige Äcker geteilten Feldflur, Kanäle und Schleusen führen vom Meere das Seewasser zu, wenn der Wind gegen das Land steht. Das Wasser konzentriert sich unter den Strahlen der Sonne. Man wirft die Kruste, welche es ausscheidet auf die Dämme und sie bildet dort hohe Salzpyramiden. In der kühlen Jahreszeit steht die Fabrikation selbst still, doch fuhr man von den zahlreichen Haufen des vergangnen Jahrs Salz ab. Die Pyramiden, aussen vom Flugsand schmutzig grau, zeigten auf dem frischen Anbruch die blendende Weiße der reinen Salzkristalle. In gleicher Weise findet die Seesalzgewinnung bei Hyères und an der spanischen Küste statt, während man auf Mallorca das Salzwasser auf den Felsen verdunsten lässt.